



Let's talk about work: Scheingewissheiten im gesellschaftlichen Diskurs über Arbeit

Je knapper ein Gut ist, desto mehr wird es begehrt. Das lässt sich seit Jahren an der bezahlten Erwerbsarbeit beobachten, und es widerlegt jene sozialphilosophischen Prognosen, wonach der Trend, Arbeitsplätze weg zu rationalisieren, auch eine kulturelle Relativierung der Lohnarbeit nach sich ziehen beziehungsweise möglich machen würde. Verwunderlich ist dies freilich nicht, ist doch die Erwerbsarbeit für viele Menschen die einzige Möglichkeit, zu Geld zu kommen, das im Kapitalismus die physische und soziale Existenz garantiert. Da Erwerbsarbeit – relativ betrachtet – heute aber immer weniger Geld einbringt, steigt die vielfach konstatierte ›Erwerbsneigung‹ allein schon aus Gründen der Selbsterhaltung.¹ Darüber hinaus gilt Erwerbsarbeit in der Moderne und heute mehr denn je auch als Quelle sozialer Anerkennung und individueller Selbstverwirklichung.

Mit der Lohnarbeit wird auch das Denken knapp

Die Erwerbs- respektive Lohnarbeit ist umso begehrt, je knapper sie ist. Je mehr *von* ihr die Rede ist, desto weniger wird *über* sie nachgedacht. Wie bei jeder anderen Ware, begründet die Begehrtheit der Arbeit eine Macht des Faktischen, die gegen den Zweifel, gegen das grundlegende Denken über sie immunisiert. Politischer Ausdruck dieser diskursiven Leere sind Parolen wie »Hauptsache Arbeit« oder »Sozial ist, was Arbeit schafft«, wie sie in Wahlkämpfen ganz gleich in welchem Land und von welcher Partei geprägt werden. Dieses Regime von »Hauptsache Arbeit« wirkt nicht nur auf individueller Ebene disziplinierend und entsolidarisierend. Um die Arbeit hat sich längst ein dichtes Geflecht von Erpressung, Angst und Konformität gelegt, das den Spielraum der gesellschaftlichen Auseinandersetzung zunehmend auf den Kampf um den Erhalt von Arbeitsplätzen und um die bessere Beschäftigungspolitik verengt.

Die einzig vorstellbare Lösung aus diesem Teufelskreis scheint die zu sein, eine Vollbeschäftigung zu schaffen. Zweifellos würde sich der Teufelskreis aus Erpressung und Angst mindern lassen, würde die Knappheit an Erwerbsarbeitsplät-

Holger Schatz

1967. ist promovierter Soziologe und arbeitet zur Zeit als Redaktor für das Denknnetz sowie als Trainer im Ausdauersport.



Arbeit

zen etwa durch Arbeitszeitverkürzungen und eine entsprechende Umverteilung der Arbeit begrenzt. Doch sich allein auf die Schaffung neuer Arbeitsplätze konzentrieren, würde nicht nur jene gesellschaftlichen Mechanismen sanktionieren und bestätigen, die eine Knappheit an Lohnarbeitsplätzen quasi naturwüchsig in den beschriebenen Teufelskreis übersetzt. Es würde auch die Chance verspielt, die sakrosankte Gleichsetzung von Lohnarbeit mit Arbeit überhaupt und mehr noch: mit gesellschaftlich notwendiger Arbeit schlechthin in Frage zu stellen. Im Folgenden sollen einige Scheingewissheiten des Diskurses über Arbeit aufgezeigt und in Frage gestellt werden.

I. »Lohnarbeit ist gesellschaftlich notwendige Arbeit«

Unter kapitalistischen Bedingungen ist Arbeit eine abgeleitete Kategorie des Wertes. Das ist keine begriffliche Spielerei, sondern entscheidet darüber, was überhaupt zur Lohnarbeit wird. Eine Konsequenz dieser Formbestimmtheit der Arbeit (Sohn-Rethel, 1975), die Abspaltung nicht wertförmig organisierbarer Reproduktionstätigkeiten aus dem Bereich der bezahlten Erwerbsarbeit, ist in den Debatten um Arbeit mehr oder weniger präsent. Ausgeblendet wird hingegen oftmals, dass der Großteil der formalen Erwerbsarbeit ein spezifisches Produkt der kapitalistischen Ökonomie ist.

Arbeiten, um Mehrwert zu verwalten und zu realisieren

Die Tatsache, dass Güter nicht primär hergestellt werden, um konkrete Bedürfnisse zu befriedigen, sondern um Mehrwert zu realisieren, erfordert ein immer ausdifferenzierteres Netz an Dienstleistungen. Betrachtet man das Ausmass von Arbeitsplätzen im Bereich der Werbung, Kreditvergabe, Versicherungen, Rechtsangelegenheiten oder der Verwaltung von Eigentumstiteln, dann kann der Kapitalismus als ein Beschäftigungsprogramm sui generis betrachtet werden. Schon Karl Marx schrieb: »Während die kapitalistische Produktionsweise in jedem individuellen Geschäft Ökonomie erzwingt, erzeugt ihr anarchisches System der Konkurrenz die massloseste Verschwendung der gesellschaftlichen Produktionsmittel und Arbeitskräfte, neben einer Unzahl jetzt unentbehrlicher, aber an und für sich überflüssiger Arbeit« (Marx, 1993).

Produktion um der Produktion willen und das Reichtumsparadox

Aber auch die Arbeit im Bereich der unmittelbaren Gütererzeugung ist ein hochgradig spezifisches Konstrukt der eigentümlichen Ökonomie des Kapitalismus. Es geht hierbei nicht nur um die kulturkritische Frage nach dem Sinn und Zweck bestimmter Konsumprodukte (deren



Arbeit

Bedarf vielmehr überhaupt erst durch die Besonderheiten der kapitalistischen Lebensverhältnisse geschaffen wird). Es geht auch um jene Wachstumsdynamik, die untrennbar mit der Warenproduktion verbunden ist und eine gigantische Produktion um der Produktion willen notwendig macht.

Gemeint ist damit nicht nur der besagte Verwertungszwang, der Zwang, aus Geld mehr Geld zu machen, sondern dessen strukturelle und auch zunehmende Krisenhaftigkeit. Diese Krisenhaftigkeit ist durch das Auseinanderfallen von stofflichem Reichtum und monetärem Reichtum gekennzeichnet. Denn in der Masse, in der mit immer weniger Arbeit immer mehr Produkte hergestellt werden können, schwindet auch die Wertschöpfung dieser Produkte, was entweder durch die Erfindung neuer Produkte (und dies auch nur bis zum Nachziehen der Konkurrenz) oder durch eine absolute Ausweitung der Produktionsmasse kompensiert werden kann. Unter Konkurrenzbedingungen, wie sie in der globalen kapitalistischen Ökonomie herrschen, gleicht dieser Mechanismus der Arbeit des Sisyphos.

Doch genau dieses Reichtumsparadox, dieses Auseinanderfallen des Ergebnisses der Arbeit in den stofflichen Reichtum einerseits und den monetär darstellbaren Reichtum andererseits, bleibt in der Debatte etwa um Vollbeschäftigung oder das Ende der Arbeit unberücksichtigt. Im Gegenteil, hier wird der Charakter der Lohnarbeit insofern verschleiert, als ihre Anwendung und Verbesserung an sich schon monetären Reichtum zu garantieren scheinen. Am Beispiel der Qualifizierung von Arbeit wird das deutlich: Alle Welt redet davon, wir müssten unsere Bildung und Qualifizierung verbessern, um Jobs, Wettbewerbsvorteile und damit monetären Reichtum zu sichern. Dabei generiert gut qualifizierte Arbeit unter Konkurrenzbedingungen nicht als solche monetären Wohlstand, sondern nur insofern sie besser ist als die der KonkurrentInnen beziehungsweise insofern sich die Produkte dieser Arbeit besser verkaufen lassen als die der anderen. An diesem Beispiel wird die Absurdität unserer ›Ökonomie‹ deutlich, die wohl die einzig denkbare sein dürfte, in der die Entwicklung der Produktivkräfte nicht automatisch die Entwicklung von Wohlstand nach sich zieht.

Da Wohlstand im Kapitalismus an den monetären Reichtum gebunden bleibt, kann dieser unabhängig von der Verteilungsfrage sogar schwinden, obwohl – oder besser weil – die allgemeine Produktivität steigt. Dieses paradoxe Auseinanderfallen von stofflichem und monetärem Reichtum führt nun keineswegs dazu, dass die ökonomische Bedeutung der Arbeit insofern schwände, als dass sie weniger gebraucht würde. Gerade weil eine bestimmte Gütermenge nicht an sich das Ziel



Arbeit

der Produktion ist und gerade weil eine solche Gütermenge auch tendenziell weniger Wert generiert, muss die Produktion immer weiter erhöht werden. Zwar ist dafür angesichts der zunehmenden Rationalisierung relativ betrachtet immer weniger Arbeitsinput erforderlich, absolut gesehen wird jedoch weit weniger Arbeit eingespart, als es der Falle wäre, wenn die Güter selbst das Mass und das Ziel der gesellschaftlichen Produktion wären.

II. »Arbeit allein bringt Anerkennung und Selbstverwirklichung«

Nicht nur punkto Lohnarbeit als solcher, sondern auch bezüglich der Anerkennung, die sich durch Arbeit gewinnen lässt, ist der herrschende Diskurs von argumentativen Scheingewissheiten geprägt. Diskursanalytisch lässt sich zeigen, dass sich die Debatte um Anerkennung durch Arbeit gar nicht direkt, sondern nur über den Umweg ›Arbeitslosigkeit‹ mit dieser Anerkennung auseinandersetzt (Schatz, 2004). Das folgende Zitat steht exemplarisch für den lagerübergreifenden Diskurs über Erwerbslosigkeit, die vor allem als ein Mangel an Anerkennung beschrieben wird. Es erscheint als eine einfühlsame und dennoch objektive Beschreibung, die jedoch erhebliche gesellschaftliche Voraussetzungen ausblendet:

»Arbeitslosigkeit ist ein Gewaltakt. Sie ist ein Anschlag auf die körperliche und seelisch-geistige Integrität, auf die Unversehrtheit der davon betroffenen Menschen. Sie ist Raub und Enteignung der Fähigkeiten und Eigenschaften, die innerhalb der Familie, der Schule und der Lehre in einem mühsamen und aufwendigen Bildungsprozess erworben wurden und die – von ihren gesellschaftlichen Betätigungsmöglichkeiten abgeschnitten – in Gefahr sind, zu verrotten und schwere Persönlichkeitsstörungen hervorzurufen« (Negt 2001, Seite 15).

Es wäre absurd, in Abrede zu stellen, dass Erwerbslosigkeit in der heutigen Gesellschaft verheerende psychosoziale Auswirkungen haben kann. Ichschwäche, Depression, Unterwürfigkeit, gesellschaftliche (Selbst-)Isolation und der Verlust von Zeitstrukturen sind die gravierenden Folgen, die bei Arbeitslosen häufig zu beobachten sind (Morgenroth, 1990). Doch auch wenn man nicht beweisen kann, dass es gesellschaftliche Instanzen gibt, die genau diesen Zusammenhang von Angst und Arbeitslosigkeit konserviert wissen wollen, so laufen doch alle Massnahmen der Arbeitslosigkeitsverwaltung faktisch darauf hinaus. Der/die Arbeitslose hat sich latent schuldig zu fühlen, weil er/sie auf ›Kosten der Allgemeinheit‹ ›alimentiert‹ wird. Es wird erwartet, dass



Arbeit

es ihm/ihr schlecht geht. Wer nicht diesem Muster entspricht, hat mit erheblichen Sanktionen seitens der Behörden, aber auch seiner Mitmenschen zu rechnen.

Wie aus Interviews zu erfahren ist, passen sich Arbeitslose in ihren Ausführungen zunächst sehr präzise diesen gesellschaftlichen Erwartungshaltungen an, was dann wiederum in vielen Studien als Realität genommen wird. So betonen die Betroffenen in den Studien häufig, wie stark ihnen die gesellschaftliche Anerkennung fehle. Nur selten werden finanzielle Sorgen in den Vordergrund gerückt. Ist für einmal ein Billigjob oder eine Arbeitsbeschaffungsmassnahme gefunden, liegt der Akzent auf der nun neu oder wieder erlangten Anerkennung. Vor dem Hintergrund der Diagnose »fehlende Anerkennung« scheint die Therapie Arbeit nur folgerichtig zu sein: »Zu garantieren ist die Möglichkeit, durch gegenständliche Arbeit, und sei sie auch noch so entfremdet, die materiellen Grundlagen der Existenz zu sichern und dadurch in den Genuss der einzig verfügbaren öffentlichen Anerkennungsprivilegien zu gelangen« (Negt, 2001).

Widmen wir uns einem Gedankenspiel, um diese Selbstverständlichkeit einmal zu hinterfragen. In einem bestimmten Milieu männlicher Jugendlicher herrscht eine Männlichkeitsvorstellung vor, in dem körperliche Kraft eine entscheidende Rolle spielt. Ein schmalbrüstiger Junge wird ob seiner fehlenden Muskeln gehänselt und leidet fürchterlich. In der psychosozialen Unterstützung bieten sich zwei Möglichkeiten an: Die Aufforderung, in einem Fitnessstudio zu trainieren, oder die Abkehr von diesem Schönheitsideal. Man kann entweder dieses Ideal durch ein neues ersetzen (in diesem Fall etwa das der Androgynität) oder die gesellschaftlichen Bedingungen kritisieren, die es überhaupt notwendig machen, einem Schönheitsideal entsprechen zu müssen.

Dieses Beispiel zeigt, dass der im Alltagsdiskurs so selbstverständlich erscheinende Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung nicht nur voraussetzungsvoll, sondern auch problematisch ist. Nicht nur die Selbst-, sondern vor allen Dingen auch die Fremdbeschreibung der Arbeitslosen als Opfer, die über ein defizitäres Anerkennungsportfolio verfügen, kann die Wirkung einer self-fulfilling-prophecy annehmen. Der gut gemeinte Diskurs kann den psychosozialen Druck auf die Erwerbslosen in vielen Fällen noch mehr erhöhen, als es materielle Existenzsorgen und bürokratische Praktiken ohnehin schon tun.

Die Art und Qualität der Anerkennung, die man durch Arbeit erhält

Doch selbst wenn man den Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung nicht hinterfragen möchte, bleibt immer noch die Frage, welcher



Arbeit

Art und Qualität diese Anerkennung eigentlich ist. Handelt es sich um die Anerkennung dessen, was Mensch XY unter Berücksichtigung seiner je besonderen Geschichte, seiner psychosozialen Möglichkeiten in einer speziellen Situation macht, oder gilt die Anerkennung nicht eher abstrakt der Erfüllung seiner Rolle, die ihm die Gesellschaft zuschreibt, nämlich die, überhaupt einer Erwerbsarbeit nachzugehen?

Wie brüchig diese Anerkennung selbst in diesem letzten Falle ist, zeigt sich etwa am Beispiel des Putzmannes, der in einer Runde von Menschen, die sich gegenseitig ihren Berufsstatus mitteilen, als Berufstätiger gewissermassen durchkommt, als Putzmann jedoch belächelt, zumindest jedoch bemitleidet wird. Ist also – um in den Begrifflichkeiten der kritischen Theorie Adornos zu sprechen – die Anerkennung durch Arbeit nicht ein präzises Beispiel der Zwangsidentifizierung des Besonderen aufgrund eines allgemeinen Prinzips? Werden nicht etwa die je einzigartigen Tätigkeiten vergleichbar, messbar gemacht und nur eben aufgrund ihrer Vergleichbarkeit anerkannt? Ich will darauf hinaus, dass es sich in der Regel nicht zwingend um eine Anerkennung handelt, die eben jene Substanz hat, die Integrität und Selbstbewusstsein im psychoanalytischen Sinne ermöglicht. Zugespitzt formuliert, reduziert sich im Kern der Anerkennungsgehalt von Arbeit heute darauf, nicht arbeitslos zu sein beziehungsweise eine gesellschaftliche Zwangsnorm zu erfüllen.

III. Wer spricht eigentlich von Anerkennung?

»Arbeit schändet nicht, sagen sie, um sich der der anderen umso rationaler zu bemächtigen.« (Horkheimer, Adorno 1996).

Während der herrschende Zeitgeist *jede* Gewissheit in Frage zu stellen vorgibt, hat inzwischen die Annahme einer Anerkennung durch Arbeit den Status allgemeingültiger Wahrheiten erlangt – auch in den Sozial- und Geisteswissenschaften. Das verwundert wenig, *gehört die Annahme doch zum Kern der Arbeitskultur im Kapitalismus*. Auch die Interessen, das System der Lohnarbeit zu erhalten und damit die Bedeutung von Arbeit ideell zu überhöhen, sind gross und vielfältig. Historisch betrachtet ist die ideelle Überhöhung der Arbeit, sieht man einmal von der Katalysatorwirkung der religiösen Entdeckung der Arbeit etwa durch den Protestantismus (und den Zwinglianismus) ab, nicht nur dem bourgeois Interesse geschuldet. Sie ist auch ein paradoxes Produkt des Klassenkampfes. Wir wissen aus vielen sozialhistorischen Studien (Polanyi, 1990), wie überaus gewaltvoll die Lohnarbeit durchgesetzt wurde. Die zu proletarisierenden Massen mussten regelrecht in die neu entstehenden Fabriken gepeitscht und geprügelt werden, bevor die Normen der



Arbeit

Arbeit sukzessive verinnerlicht werden konnten. Die Rolle der Organisationen der Arbeiterbewegung bei der Disziplinierung zur Lohnarbeit darf nicht unterschätzt werden. Die Bekämpfung der ›Vagabonderie‹ und des Bettelns war eines ihrer zentralen Anliegen (Dressen, 1999). Dialektisch betrachtet war letztlich gerade die Sozialdemokratie die endgültige Geburtshelferin der Lohnarbeit, indem sie es aufgab, dagegen anzukämpfen und sich nur noch auf deren Verrechtlichung konzentrierte.

Dennoch war die Geschichte des Klassenkampfes immer auch eine Geschichte der Verweigerung von Arbeit, die in vielen Formen zum Ausdruck kam, vom Pausenüberziehen oder Krankmachen bis hin zur offen artikulierten Kritik der Lohnarbeit, etwa im italienischen Operaismus der 1970er- und 1980er-Jahre (Wright, 2005). Dabei macht die historische Rekonstruktion deutlich, dass die Kritik der Lohnarbeit das Verständnis der Bedeutung menschlicher Tätigkeit schärft. So hatte etwa Marx mit dem heute altmodisch klingenden Begriff der Entfremdung in den Pariser Manuskripten von 1845 die kapitalistische Lohnarbeit auch deshalb kritisiert, weil sie den Erfahrungsreichtum und die Potenziale der Selbstreflexion menschlicher Tätigkeit abschneide (Marx, 1974).

IV. Vollbeschäftigung und Kritik der Arbeit

»Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.

Dieser Spruch aus der Bibel ist ein volkstümlicher Grundsatz. Er müsste lauten: Alle sollen essen und so wenig wie möglich arbeiten. Aber auch das ist noch zu allgemein. Die Arbeit zum Oberbegriff menschlicher Betätigung zu machen, ist eine asketische Ideologie. (...) Die proletarische Forderung geht auf die Reduktion der Arbeit. Sie bezweckt nicht, dass in einer künftigen Gesellschaft einer davon abgehalten werde, sich nach seiner Lust zu betätigen.« (Max Horkheimer, alias Heinrich Regius, 1934)

Die Geschichte bisheriger Klassenkämpfe war gekennzeichnet durch einen Dualismus: Einerseits Kampf für die Arbeit (Erhalt und Schaffung von Arbeitsplätzen, bessere Löhne und Arbeitsbedingungen), andererseits Kampf gegen Arbeit beziehungsweise Kampf gegen den ›Lohnarbeitzwang‹. Auch heute gehen die ProtagonistInnen davon aus, dass eine schliesse das andere aus. Wer Vollbeschäftigung will, befürchtet, eine grundsätzliche Kritik der Lohnarbeit könnte schlafende Hunde wecken und die Unternehmensführungen und -verbände wie auch die gesellschaftlichen Institutionen aus ihrer Verantwortung, Arbeit zu schaffen, entlassen. Umgekehrt glauben KritikerInnen der Lohnarbeit, der



Arbeit

realpolitische Kampf für den Erhalt von Arbeitsplätzen rechtfertige an sich schon die existierende Form von Arbeit, die es doch abzuschaffen gelte.

Dieser Dualismus ist verkürzt, ahistorisch und undialektisch. Unter den gegebenen Eigentumsverhältnissen ist der Zwang zur Lohnarbeit eine Tatsache. Dies zu ignorieren ist zynisch gegenüber allen, deren materielle Existenz vom Zugang zur Lohnarbeit abhängt. Mehr noch: Möglichst viele, immer besser bezahlte Arbeitsplätze zu fordern, schliesst überhaupt nicht aus, den repressiven Charakter der Arbeit im kapitalistischen System zu demaskieren und aufzuzeigen, wer von dieser Masquerade profitiert. Letztlich, das wäre meine Pointe, sind realpolitische Forderungen nach mehr Arbeitsplätzen, nach Arbeitszeitverkürzung und besseren Arbeitsbedingungen umso erfolgreicher und wahrscheinlicher, je mehr man auf die Herstellung eines gesellschaftlichen und kulturellen Diskurses hinarbeitet, der die Zumutung und verdrängte Gewalt der Lohnarbeit offen legt und thematisiert.

Anmerkung und Literatur

- 1 Diese ökonomische Bedeutungszunahme der Erwerbsarbeit wird zusätzlich durch die ›Erwerbsarbeitsabhängigkeit‹ der sozialen Sicherungssysteme verstärkt, die überwiegend durch Lohnbestandteile (beitrags-)finanziert werden. Adorno, Theodor W., Max Horkheimer (1996): *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt/M.
- Dressen, Wolfgang (1999): *Gesetz und Gewalt – 1848: Revolution als Ordnungsmacht*. Berlin.
- Regius, Heinrich (Max Horkheimer) (1934): *Dämmerung*. Zürich.
- Marx, Karl (1974): *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*. MEW-Ergänzungsband 1a.
- Marx, Karl (1993): *Das Kapital*, Band 1, MEW 23. Berlin.
- Morgenroth, Christine (1990): *Sprachloser Widerstand – Zur Sozialpathologie der Lebenswelt von Arbeitslosen*. Frankfurt/M.
- Negt, Oskar (2001): *Arbeit und menschliche Würde*. Göttingen.
- Polanyi, Karl (1990): *The Great Transformation – Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt/M.
- Schatz, Holger (2004): *Arbeit als Herrschaft – Die Krise des Leistungsprinzips und seine neoliberale Rekonstruktion*. Münster.
- Sohn-Rethel, Alfred (1975): *Die Formcharaktere der zweiten Natur*. In: Bezzel, Chris et al.: *Das Unvermögen der Realität. Beiträge zu einer anderen materialistischen Ästhetik*. Berlin.
- Wright, Steve (2005): *Den Himmel stürmen*. Hamburg/Berlin.